

„Alles umsonst“, seufzte die Hebamme.

Und man begann den Toten aufzubahren.

Der Verstorbene wurde auf dem Rathaus gemeldet, und der Magistrat entsandte den neuen Arzt für die Totenbeschauung.

Der arme Gerichtsrat lag aufgeschwemmt — als hätte der Tod ihn gemästet — mit Veilchen und Blumengirlanden bekränzt auf seinem Bett, das mit der scharlachroten Toga seines Berufs drapiert war: auf seiner Brust waren mehrere Orden angeheftet, die ihm ein würdiges und beleibtes Aussehen gaben. Aus der Toga kamen die mit schwarzseidenen Strümpfen und niedrigen Schuhen bekleideten Füße zum Vorschein. Um ihn her schluchzten die Verwandten, in dem Zimmer nebenan war ein Buch aufgelegt, das mit Fliegen bedeckt war, und in das sich die Kondolenzbesucher eintrugen.

Der Arzt eröffnete die Zeremonien.

Vom Toilettentisch nahm er einen Handspiegel und hielt ihn vor den Mund des Toten; den Spiegel überzog kein Hauch. Er befühlte den Puls und die Körperwärme. Horchte auf die Herztöne mit dem Stethoskop; dann zog er einige bedruckte Blätter aus der Tasche, füllte eines davon aus und legte es auf die Kommode. Es war der Totenschein und die Freigabe der Leiche zur Bestattung.

Ein naher Verwandter begleitete den Arzt bis an die Haustür und ging dann noch einige Schritte mit ihm bis zu einem Café.

„Der arme Richter!“ seufzte der nahe Verwandte.

„Tja!“ sagte der Arzt.

„So ist das Leben“, erwiderte der Verwandte und bestellte zwei helle Bier.

„So ist der Tod!“ verbesserte der Arzt und bestellte dazu Butterbrot mit gekochtem Schinken.

Dann sprachen sie von der Vorzüglichkeit des Verstorbenen, über seinen glänzenden Intellekt, sein makelloses Benehmen. Es wurde erwähnt, daß der

Tote wegen seiner Aufgeschwemmtheit besorgt gewesen war. Um dünner zu werden, war er stets bis drei oder vier Uhr morgens aufgeblieben.

„Und was tat er um diese Stunde?“ fragte der Arzt.

„Er aß.“

„Und er hatte fixe Ideen. Was er am meisten fürchtete, war ein Justizirrtum. Tag und Nacht regte er sich darüber auf, daß man ihn in irgendeine kriminale Affäre hineinziehen könnte und unschuldig verurteilen.“ — „Wenn man dich beschuldigt, die Türme von Notre Dame gestohlen zu haben, entfliehe!“ pflegte er zu sagen. „Ich habe niemals auch nur einen Grashalm aus einem öffentlichen Park gestohlen — sagte er — aber wenn mir zwei Schutzleute entgegenkommen würden mit einem Haftbefehl, würde ich mich nicht wundern.“

Wenn er verreiste, sandte er den Freunden Karten, nicht aus Freundschaft, sondern um sich Dokumente und Beweise für ein Alibi zu beschaffen.

Eine andere seiner fixen Ideen war, scheinot begraben zu werden; wenn er vom Tod sprach, behauptete er, ihn nicht zu fürchten; nur der Gedanke, lebend in einem Sarg begraben zu liegen, machte ihn ganz verrückt.

„Er kann ruhig den ewigen Schlaf schlafen“, sagte der Arzt; „ich garantiere, daß er wirklich und wahrhaftig tot ist.“

Der nahe Verwandte verabschiedete sich von dem Arzt und eilte in das Sterbehaus zurück. Dort erwartete man den Notar, um das Testament zu öffnen.

*

... . ich wünsche“ . . . stand am Schluß desselben — „daß man mir, bevor man mich in den Sarg legt, eine Einspritzung mit Fluoreszenz macht.“

„Was ist das?“ fragten die Verwandten.

„Ein starkes Färbemittel“, erklärte der Student der Medizin von nebenan, der von dem lieben Verblichenen ein Zigarettenetui aus Horn geerbt hatte; „ein Färbemittel, das man in einen Leichnam spritzt, um sicher zu sein, daß